HGM
HEERES
GESCHICHTLICHES
MUSEUM

HOPE. Kurzfilmscreening im Rahmen der Vienna Art Week 2026

6. November bis 13. November 2026, 9 bis 17 Uhr, Diskursraum

Maryam Kouhestani ist eine iranische, interdisziplinär arbeitenden Künstlerin, Filmemacherin, Kuratorin, Kunstpädagogin und Gesellschaftsaktivistin. Ihre künstlerischen und kuratorischen Projekte wurden in Teheran, aber auch in Paris oder Helsinki gezeigt, in Wien wurde ihr Projekt „Recycle bin" zuletzt 2024 im Volkskundemuseum Wien, ihre Skulpturen im selben Jahr in der Semmelweisklinik gezeigt. HOPE ist im Heeresgeschichtlichen Museum im Rahmen der Vienna Art Week 2026 zum ersten Mal zu sehen.
@maryam.kuhestani @hopeshortmovie @recyclebinproject
Das folgende Interview wurde schriftlich aufgezeichnet.

Maryam, kannst Du Dich bitte den Besuchenden vorstellen?

Mein Name ist Maryam Kouhestani. Ich bin eine iranische interdisziplinäre Künstlerin, Kuratorin, Kunstpädagogin und gesellschaftspolitische Aktivistin. Seit 2010 bin ich beruflich in den Bereichen zeitgenössische Kunst, Kuratierung und Kunstvermittlung tätig, und meine künstlerischen und kuratorischen Projekte wurden bereits in internationalem Rahmen präsentiert.
Meine künstlerische Praxis umfasst verschiedene Medien, darunter Installation, Skulptur, Video, Performance und partizipative Ansätze. In meiner Arbeit untersuche ich die Beziehungen zwischen Erinnerung, Körper, Erfahrungen sowie individuellen und kollektiven Erzählungen: Mich interessiert, wie persönliche Erfahrungen innerhalb menschlicher Beziehungen und bestimmter sozialer Bedingungen Bedeutung erlangen und wie sie Teil eines kollektiven Gedächtnisses werden können. Neben meiner künstlerischen Tätigkeit engagiere ich mich seit fast zwei Jahrzehnten für die Unterstützung arbeitender Kinder. In meinen kuratorischen und pädagogischen Projekten habe ich mit Künstler:innen, Studierenden und verschiedenen Communities in unterschiedlichen kulturellen und geografischen Kontexten zusammengearbeitet. Für mich ist Kunst nicht einfach nur die Herstellung eines Objekts oder die Darstellung einer Idee. Sie ist eine Möglichkeit, sich mit menschlichen Erfahrungen auseinanderzusetzen, die Bedingungen zu verstehen, unter denen wir leben, und Verbindungen zwischen Erfahrungen herzustellen, die auf den ersten Blick weit voneinander entfernt erscheinen mögen.

Wie erlebst Du die Lage im Iran Anfang Oktober 2026?

Nachdem ich mehrere Monate in Europa gelebt hatte, beschloss ich, in den Iran zurückzukehren. Als iranische Künstlerin, die sich ihrer Gesellschaft gegenüber verantwortlich fühlt, fiel es mir

zunehmend schwer, in Europa ein relativ komfortables Leben zu führen, während meine iranischen Mitmenschen und die Menschen, die ich liebe, unter derart schwierigen Verhältnissen leben. Ich hatte das Gefühl, dass ich einen wesentlichen Teil meiner eigenen Lebenserfahrung versäumen würde, wenn ich in diesem entscheidenden Moment der Geschichte unseres Landes nicht an der Seite meiner Mitmenschen stünde. Während des Krieges und der Unruhen kam es immer wieder zu Störungen oder Unterbrechungen der Internet- und Telefonverbindungen. Es war extrem schwer, meine Lieben nicht erreichen zu können und nicht einmal zu wissen, ob sie in Sicherheit waren. Ich konnte es nicht ertragen, alles aus der Ferne mit anzusehen, ohne Kontakt zu ihnen aufnehmen zu können oder zu verstehen, was sie durchmachten. Das war einer der Gründe, warum ich den Entschluss fasste, zurückzukehren. Jetzt finde ich es erträglicher, mittendrin zu sein, als alles aus der Ferne zu beobachten. Manchmal kann es einfacher sein, sich mitten in einer Katastrophe zu befinden, als sie von außen zu betrachten – nicht, weil die Umstände einfacher wären, sondern weil man nicht mehr gezwungen ist, alles aus der Distanz und in Hilflosigkeit zu erleben. Hier zu sein ermöglicht es mir, die Realität direkt zu sehen und zu erleben, anstatt zu versuchen, sie mir von einem anderen Ort aus vorzustellen. Wirtschaftlich gesehen ist die Lage [im Iran] katastrophal. Was ich aus nächster Nähe sehe, ist weitaus komplexer und schwerwiegender, als ich es mir aus dem Ausland hätte vorstellen können. Auch der Internetzugang ist nach wie vor stark eingeschränkt. Um viele internationale Dienste und Plattformen, darunter E-Mail und soziale Medien, nutzen zu können, sind wir oft auf VPNs angewiesen. Die verfügbaren Datenpakete sind begrenzt und schnell aufgebraucht. Die Netzverbindung ist zwar besser als während der vollständigen Kommunikationssperren im Zusammenhang mit dem Krieg und den Protesten im Januar 2026, aber sie ist immer noch weit von der Normalität entfernt. Gleichzeitig hat mich die Lebendigkeit der Teheraner Kunstszene in den letzten Monaten beeindruckt. Neue Galerien haben eröffnet, Künstler:innen und Kurator:innen sind weiterhin aktiv, und Ausstellungen ziehen nach wie vor Publikum an. Ich glaube, viele Menschen finden in der Kunst Zuflucht: einen Ort, an dem sie zusammenkommen, sich unterhalten, Schönheit und Schmerz begegnen und einen Teil des psychischen Drucks abbauen können, unter dem sie leben. Kunst kann eine Krise nicht beenden oder gesellschaftlichen und politischen Wandel ersetzen, aber sie kann einen Raum für Wiederannäherung, Reflexion und Gefühl schaffen – einen Raum, in dem Menschen einander begegnen und Wege finden können, weiterzumachen. Aus meiner eigenen Erfahrung heraus und dem, was ich in der Teheraner Kunstszene beobachtet habe, kann ich erkennen, wie wichtig dieser Raum geworden ist.

Inwiefern haben Krieg, politische Gewalt und Unsicherheit Deine künstlerische Praxis und Deine Entscheidung, im Iran zu bleiben, beeinflusst?

Für mich ist es fast unmöglich, Kunst von den sozialen und politischen Bedingungen zu trennen, unter denen wir leben. Krieg, Gewalt und Unsicherheit dringen in unser Leben ein und beeinflussen

unweigerlich unsere Arbeit, auch wenn wir nicht bewusst versuchen, uns damit auseinanderzusetzen. Ich war während des Zwölf-Tage-Kriegs im Iran und habe ihn hautnah miterlebt. Obwohl ich nicht bewusst vorhatte, zum Krieg zu arbeiten, kann ich erkennen, wie diese Erfahrung meine damalige Arbeit beeinflusst hat. Während des Vierzig-Tage-Kriegs befand ich mich jedoch in Wien und beobachtete aus der Ferne, wie auf die Proteste und Morde im Januar ein langwieriger und zermürbender Krieg folgte. Physisch weit entfernt zu sein, bedeutete nicht, emotional distanziert zu sein. Seit meiner Rückkehr nach Teheran habe ich meine künstlerische Arbeit noch nicht wieder vollständig aufgenommen, daher kann ich nicht mit Sicherheit sagen, wie die aktuelle Situation meine Arbeit beeinflussen wird. Es gibt unmittelbare praktische Hindernisse: Materialien und Ressourcen sind schwer zu beschaffen und werden immer teurer. Sanktionen und Inflation haben die Produktionskosten erheblich in die Höhe getrieben, und es ist schwer einzuschätzen, ob der Kunstmarkt in der Lage ist, neue Werke zu unterstützen, oder ob ich mich auf ein Projekt festlegen kann, das eine langfristige Investition erfordert.

Doch die Schwierigkeiten gehen über wirtschaftliche Aspekte hinaus. Es geht auch um die Möglichkeit, für die Zukunft zu planen. Wenn ein weiterer Krieg ausbricht, wie kann ich mich dann auf ein Projekt festlegen, dessen Fertigstellung Monate oder Jahre dauern könnte? Meine Arbeit entwickelt sich oft langsam, durch Geduld und akribische Sorgfalt. Ich beginne vielleicht eine Skulptur, ohne genau zu wissen, wann sie fertig sein wird, aber ich brauche die Zeit und die Konzentration, damit sie sich entfalten kann. Unter den gegenwärtigen Umständen kann ich nicht einmal sicher sein, dass mein Atelier vor Bombenangriffen geschützt bleibt oder dass ich das, was ich begonnen habe, auch vollenden kann. Diese Ungewissheit erschwert es mir, zu planen und mich zu konzentrieren. Dennoch habe ich mich, wie Millionen Iraner:innen, darunter Tausende von Künstler:innen, dafür entschieden, zu bleiben und das Geschehen als Teil meines eigenen Lebens zu akzeptieren. Das bedeutet nicht, die Risiken zu ignorieren oder die Not zu romantisieren. Es bedeutet anzuerkennen, dass ich Teil der Gesellschaft bin, die diese Ereignisse durchlebt, und dass mein eigenes Leben nicht vollständig von dem getrennt werden kann, was um mich herum geschieht.

Ich glaube auch, dass die Wunden des Iran schon lange vor den Zwölf-Tage- oder Vierzig-Tage-Kriegen entstanden sind. Für mich reichen sie mindestens bis zur „Frau, Leben, Freiheit"-Bewegung im Jahr 2022 zurück, insbesondere bis zu den Protesten im Januar 2026 und den darauf folgenden Morden. Ich kann die Realität dieser Todesfälle – ihre menschlichen und emotionalen Folgen – nicht durchleben, ohne davon geprägt zu werden.

Seit Januar 2026 habe ich das Gefühl, dass jedes Werk, das ich schaffe, eine Spur des Blutes und des Schmerzes dieser Wunden in sich trägt, auch wenn sein offensichtliches Thema nicht direkt etwas mit Politik oder Gewalt zu tun hat. Diese Erfahrungen werden Teil von uns. Sie prägen, wie wir sehen, was wir fühlen und was wir schaffen können. Kunst entsteht nicht im luftleeren Raum. Sie entspringt dem Leben – dem, was wir erleben, was wir miterleben und was wir nicht länger ignorieren können.

Wie ist HOPE entstanden? Wie hast Du die Dreharbeiten organisiert und mit den Darsteller:innen zusammengearbeitet und wie waren die Bedingungen?

Normalerweise beginne ich nicht damit, nach einer abstrakten Idee zu suchen, die ich in ein Kunstwerk umsetzen kann. Meine Arbeit entsteht eher aus Erfahrungen, die ich mit jeder Faser meines Körpers spüre, seien sie nun persönlicher oder kollektiver Natur. Kunst zu schaffen ist für mich eine Möglichkeit, diese Erfahrungen zu verstehen und eine Form zu finden, durch die ich sie ausdrücken kann. Die Idee zu HOPE kam mir im Flugzeug, als ich von Wien nach Teheran zurückflog. Wie viele im Ausland lebende Iraner:innen, die sich nach wie vor große Sorgen um die Lage in ihrem Land machen, hatte ich Angst vor der Rückkehr. Genau 48 Stunden vor meinem Flug erhielt ich mehrere verdächtige Anrufe von einer privaten, unbekannten Nummer. Das war kein gutes Zeichen. Ich hatte den Iran damals während der „Frauen, Leben, Freiheit"- Bewegung verlassen, und dies war meine erste Rückkehr seitdem. Viele Leute rieten mir, nicht zurückzukommen, und ich hatte Angst, dass mir am Flughafen etwas zustoßen könnte. Damals fühlte sich das Leben an wie der Aufstieg auf einen steilen Hügel: anstrengend, unter der ständigen Gefahr, zu stürzen und wieder von vorne anfangen zu müssen. Ich dachte an Sisyphus, der dazu verdammt ist, einen Stein einen Hügel hinaufzurollen, nur um zuzusehen, wie er wieder hinunterrollt. Ich fragte mich, was all diese Anstrengung bedeutet, wenn wir, nachdem wir uns so sehr abgemüht haben voranzukommen, immer wieder gezwungen sind, von vorne anzufangen. Als sich das Flugzeug dem Iran näherte, begann ich über die Frauen nachzudenken, die während der „Frau, Leben, Freiheit"- Bewegung als Erste ihre Kopftücher ablegten und auf die Straße gingen. Zunächst waren es nur wenige, und ihre Handlungen waren beängstigend und riskant. Doch dann schlossen sich immer mehr Frauen an. Der Mut derer, die als Erste handelten, gab anderen den Mut, ihnen zu folgen. Die Menschen, die in immer größerer Zahl Widerstand leisteten, bestärkten einander darin weiterzumachen. Damals begann sich mein Verständnis von Hoffnung zu wandeln. Vielleicht geht es bei Hoffnung nicht unbedingt darum, ein bestimmtes Ziel zu erreichen oder einen Traum zu verwirklichen. Vielleicht hat diese Anstrengung an sich schon einen Sinn, solange wir uns weiterhin bemühen und in Bewegung bleiben. Vielleicht ist das Weitermachen bereits eine Form des Ankommens. Das Bild, das mir in den Sinn kam, war das von Frauen, die einen Hügel hinaufrennen, hinfallen, wieder aufstehen und weiterlaufen. Wir wissen nicht, was jenseits des Hügels liegt. Vielleicht gibt es noch hundert weitere Hügel, eine noch schwierigere Passage oder einen weiteren Sturz. Aber die entscheidende Frage ist, ob wir weitermachen. Ich habe auf Instagram einen Aufruf gestartet, in dem ich Frauen einlud, an einem Kurzfilm mitzuwirken. Letztendlich nahmen neun Frauen neben dem Filmteam teil. Einige waren Freundinnen oder ehemalige Studentinnen; andere hatten Erfahrung im Bereich der darstellenden Kunst. Einige hatten ihren Job verloren oder konnten aufgrund ihrer persönlichen Ansichten in einem zunehmend schwierigen politischen Klima nicht mehr am Theater auftreten. Ich hätte gerne mit mehr Frauen zusammengearbeitet, aber ich finanzierte die Produktion selbst, einschließlich Dreharbeiten, Reisen und Unterkunft. Die Anzahl der Darstellerinnen richtete sich daher danach, was ich mir leisten konnte.

Letztendlich kam das Ergebnis jedoch dem Bild, das ich mir vorgestellt hatte, sehr nahe.
Die Drehbedingungen waren extrem schwierig. Die Temperatur lag bei etwa minus neun Grad Celsius, und die Frauen mussten den Hügel hinaufrennen und immer wieder hinfallen, um das Bildmaterial zu bekommen, die wir brauchten. Zudem war das Filmen mit einem erheblichen Risiko verbunden. Wir hatten keine Genehmigung, und unter diesen Umständen zu filmen, war im Iran illegal. Die Frauen trugen keine Kopftücher und waren in Nachthemden in einer offenen Landschaft zu sehen, wo jeder sie beobachten und bei den Behörden melden konnte. Dies hätte zur Verhaftung und schwerwiegenden rechtlichen Konsequenzen führen können, insbesondere für die Darstellerinnen. Ich bin ihnen nach wie vor zutiefst dankbar für ihr Vertrauen, ihren Mut und ihre Bereitschaft, dieses Risiko gemeinsam mit mir einzugehen.
Den Titel „HOPE" wählte ich erst nach Abschluss der Dreharbeiten. Ich hatte von Anfang an eine klare Vorstellung von den Bildern und der Art und Weise, wie ich sie einfangen wollte, aber erst durch den Prozess des Filmemachens verstand ich ihre Bedeutung noch besser. Obwohl ich hinter der Kamera Regie führte, hatte ich das Gefühl, als würde auch ich gemeinsam mit den Frauen den Hügel erklimmen. Ihr Durchhaltevermögen zu beobachten, gab mir Kraft. Die Frauen halten sich im Film nicht an den Händen. Jede geht ihren eigenen Weg. Doch zu sehen, wie jemand anderes einen ähnlichen Kampf durchsteht, kann uns den Mut geben, selbst weiterzumachen. Solidarität bedeutet nicht immer, einander zu retten oder jemandem physisch die Hand zu halten. Manchmal kann schon die bloße Weigerung aufzugeben eine Quelle der Kraft für andere sein.
Nach den Dreharbeiten erzählten mir einige der Frauen, dass diese Erfahrung eine der besten ihres Lebens gewesen sei. Sie sprachen noch lange danach darüber. Ich würde nicht behaupten, dass die Dreharbeiten ihre Hoffnung wiederhergestellt haben, aber die Erfahrung war eindeutig mehr als nur ein Drehtag. HOPE begann mit meiner eigenen Angst, Unsicherheit und Verzweiflung. Die Frauen hauchten einem Bild Leben ein, das ich in mir getragen hatte. Durch sie habe ich verstanden, dass Hoffnung nicht die Gewissheit erfordert, dass wir unser Ziel erreichen werden. Manchmal ist sie einfach die Kraft, die es uns ermöglicht weiterzumachen, ohne zu wissen, wohin der Weg führen wird.

Welche Themen hast Du in HOPE behandelt, und was sollen die Zuschauenden aus dem Film mitnehmen?

Die Frauen in HOPE verkörpern eine bestimmte Lebenserfahrung, aber ich sehe die Bedeutung des Films nicht auf Frauen oder den Iran beschränkt. Im Kern geht es um Menschen, die versuchen, Hindernisse zu überwinden und voranzukommen, trotz Erschöpfung, Unsicherheit und wiederholten Rückschlägen. Die Figuren könnten Männer oder Frauen sein; sie könnten jeden repräsentieren, der darum kämpft, einen Weg durch die Schwierigkeiten des Lebens zu finden. Gleichzeitig sind die Erfahrungen iranischer Frauen und die Art und Weise, wie sie sich durch ihre individuellen Akte des Widerstands gegenseitig gestärkt haben, ein wichtiger Teil der Bedeutung des Films.

Als ich sechzehn war und in Zahedan lebte, habe ich eine sehr schwere Zeit in meinem Familien- und Privatleben durchgemacht. Eines Tages, als ich draußen war, ertappte ich mich dabei, wie ich darüber nachdachte, meinem Leben ein Ende zu setzen. Da kam mir ein anderer Gedanke: Irgendwo auf der Welt könnte es jemanden geben, der ebenso schwierige Umstände durchlebt wie ich, der aber nicht aufgegeben hat und immer noch versucht, einen Weg nach vorne zu finden. Wenn es eine solche Person gäbe, hätte ich kein Recht, sie im Stich zu lassen, indem ich selbst aufgebe.
Ich wusste nicht, wer diese Person sein könnte, wo sie lebte oder ob ich ihr jemals begegnen würde. Ich kannte nicht einmal ihr Geschlecht. Aber ich hob den Kopf und machte weiter – auch um dieser unbekannten Person willen, die vielleicht nie erfahren würde, dass ihre Beharrlichkeit mir geholfen hatte, weiterzumachen.
Mehr als zwanzig Jahre später habe ich diese Erfahrung durch HOPE vor die Kamera gebracht. Ich glaube, dass Menschen, die sich in ihrem persönlichen, familiären oder gesellschaftlichen Umfeld weiter durch die Dunkelheit bewegen, eine Möglichkeit für andere am Leben erhalten. Sie werden uns vielleicht nie begegnen, unsere Hände halten oder überhaupt wissen, dass wir existieren, aber ihre Beharrlichkeit kann uns stärken. Diejenigen, die Widerstand leisten, durchhalten und ihr Selbstbewusstsein bewahren, werden zu unsichtbaren Säulen, die helfen, die Welt aufrecht zu halten. Das ist auch der Grund, warum die Frauen im Film sich nicht an den Händen halten. Jede Frau geht ihren eigenen Weg, doch der Anblick einer anderen Frau, die trotz ähnlicher Schwierigkeiten weitermacht, kann ihr die Kraft geben, ebenfalls weiterzumachen. Solidarität bedeutet nicht immer, einander zu retten. Manchmal bedeutet sie, anderen die Vorstellung zu ermöglichen, dass auch sie weitermachen können. Es gibt noch einen weiteren Gedanken, der mir sehr am Herzen liegt: Was wir von einer Reise mitnehmen, beschränkt sich nicht darauf, das Ziel zu erreichen. Es umfasst auch die Spuren, die wir auf dem Weg hinterlassen, und die Veränderungen, die die Reise in uns bewirkt. Unsere Erfahrungen, die Möglichkeiten, die wir in anderen wecken, und die Spuren, die wir in der Welt hinterlassen, sind allesamt Teil des Sinns unseres Lebens. Manchmal sind diese Spuren wichtiger als das Ziel selbst. Das ist einer der Gründe, warum die Kamera lange auf den Spuren verweilt, die die Frauen am Hang hinterlassen, während sie sich mühsam den Berg hinauf kämpfen.
Mir ist bewusst, dass ein europäisches Publikum den Film möglicherweise in erster Linie aus der Perspektive iranischer Frauen interpretiert, insbesondere weil die Darstellerinnen und ich Iranerinnen sind. Das ist eine berechtigte Lesart, und ich möchte ihre Bedeutung nicht herabsetzen. Aber ich hoffe auch, dass die Zuschauer:innen etwas von ihren eigenen Erfahrungen in dem Film wiedererkennen. Seine Bedeutung beschränkt sich nicht auf ein Land, ein Geschlecht oder eine politische Situation. Wenn es eine Botschaft gibt, die ich den Menschen mit auf den Weg geben möchte, dann diese: Ihr seid nicht allein. Macht weiter. Nicht, weil das Erreichen eures Ziels garantiert ist, sondern weil das Weitermachen an sich schon Sinn hat – und weil die Anstrengungen, die ihr unternehmt, vielleicht Spuren hinterlassen, die auch anderen helfen, weiterzumachen. Für mich liegt darin die Hoffnung.

Wie hat sich die Situation der Frauen im Laufe der Jahre verändert? Gab es jemals eine Zeit, in der Frauen sicher und frei waren und wie war das für vorangegangene Generationen?

Ich wurde in Zahedan in der Provinz Sistan und Belutschistan geboren, und meine Mutter ist dort ebenfalls aufgewachsen. Wenn wir über die Freiheit der Frauen im Iran über Generationen hinweg sprechen, halte ich es für wichtig, zwischen rechtlichen Freiheiten und den Einschränkungen zu unterscheiden, die von Familien und der Gesellschaft im Alltag auferlegt werden.

Meine Mutter wuchs vor der Islamischen Revolution von 1979 auf. Damals hatten Frauen größere rechtliche Freiheiten bei der Wahl ihrer Kleidung in der Öffentlichkeit. Sie konnten einen Tschador tragen oder ohne Kopftuch ausgehen. Doch rechtliche Freiheit bedeutete nicht unbedingt Freiheit im Privatleben. Meine Mutter wollte zum Beispiel kurze Röcke tragen, doch ihr Vater erlaubte ihr das nicht. Patriarchale Familienstrukturen installierten ihre eigenen Einschränkungen, auch wenn das Gesetz diese nicht vorschrieb.

Ich wurde während des Iran-Irak-Kriegs geboren und wuchs nach der Revolution unter wesentlich strengeren staatlichen Vorschriften auf. Von Frauen wurde erwartet, dass sie lange Manteaus und Maghnaeh, eine Art Kopfbedeckung, trugen. Selbst das Tragen von Nagellack war verboten. Auch Männer und Buben unterlagen Einschränkungen hinsichtlich ihres Aussehens; Buben mit langen Haaren konnten beispielsweise gezwungen werden, sich die Haare auf der Straße schneiden zu lassen. Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts haben iranische Frauen wiederholt gegen diese Einschränkungen protestiert und wurden dafür oft mit Repressionen konfrontiert. Die Bewegung „Frau, Leben, Freiheit“, die nach dem Tod von Jina Mahsa Amini im Jahr 2022 entstand, markierte einen Wendepunkt. Auch Männer stellten sich an die Seite der Frauen, und viele Menschen wurden getötet, inhaftiert oder hingerichtet, während anderen weiterhin die Gefahr der Hinrichtung droht. Trotz der immensen Kosten betrachte ich diese Bewegung als Quelle tiefgreifenden kollektiven Stolzes. Menschen unterschiedlichen Geschlechts, Alters und unterschiedlicher Herkunft standen zusammen. Der Mut der Frauen, die Widerstand leisteten, und der Männer, die sie unterstützten, zeigte, wie tiefgreifend sich die iranische Gesellschaft verändert hatte. Heute kann ich mich in der Öffentlichkeit ohne Kopftuch zeigen und meine Kleidung freier wählen. Diese Freiheiten wurden nicht einfach gewährt; sie wurden durch jahrelangen Widerstand und Opfer errungen. Dennoch sind sie noch unvollständig und nicht garantiert. Die Einschränkungen könnten wieder strenger werden.

Ich sehe auch eine bedeutende Veränderung darin, wie Frauen und Mädchen ihren Körper, ihre Rechte, ihre Wünsche und ihre persönlichen Grenzen verstehen. Frauen fällt es zunehmend leichter, Nein zu sagen, und sie sind weniger bereit, das zu akzeptieren, was früheren Generationen als Rechte der Männer und Pflichten der Frauen vermittelt wurde. Ich kann diese Veränderung sogar in Zahedan beobachten, wo patriarchale Strukturen nach wie vor tief verwurzelt sind. Die Strukturen sind nicht verschwunden, aber der Wandel in den Einstellungen ist spürbar. Und dieser Wandel wurde nicht allein von Frauen herbeigeführt. Entscheidend war auch die Solidarität von Männern, die patriarchale Normen in Frage gestellt und die Forderungen der Frauen unterstützt haben.

Um also direkt auf die Frage einzugehen: Ich glaube nicht, dass iranische Frauen jemals völlig frei waren. Vielmehr haben sich die Formen der Einschränkung im Laufe der Generationen verändert. Meine Mutter hatte zwar größere rechtliche Freiheit bei der Wahl ihrer Kleidung, sah sich jedoch innerhalb ihrer Familie Einschränkungen gegenüber. Ich bin unter viel strengeren staatlichen und gesellschaftlichen Kontrollen aufgewachsen. Jüngere Generationen haben ein stärkeres Bewusstsein für ihre Rechte und eine größere Bereitschaft entwickelt, diese geltend zu machen, doch sie kämpfen immer noch um die Freiheit, Entscheidungen über ihr eigenes Leben zu treffen.

Kannst Du eine alltägliche Einschränkung beschreiben, die Museumsbesucher:innen helfen könnte, zu verstehen, womit Frauen im Iran konfrontiert sind?

Eines der deutlichsten Beispiele ist die Freiheit, selbst zu entscheiden, was man trägt. Jahrzehntelang schrieb der iranische Staat vor, wie Frauen in der Öffentlichkeit auftreten müssen, und setzte diese Regeln durch verschiedene Kontrollmaßnahmen durch. Was in vielen anderen Ländern eine ganz normale, persönliche Entscheidung wäre, kann im Iran zu einer politischen Frage – und sogar zu einer Frage der persönlichen Sicherheit – werden. Als ich aufwuchs, wurde von Frauen erwartet, dass sie lange Manteaus und Maghnaeh trugen, eine Art Kopfbedeckung. Selbst das Tragen von Nagellack war verboten. Diese scheinbar kleinen Einschränkungen vermittelten eine viel umfassendere Botschaft: dass Frauen keine freien Entscheidungen über ihren eigenen Körper und ihr Aussehen treffen durften. Heute bewegen sich Frauen in Teheran und sogar in Zahedan ohne Kopftuch in der Öffentlichkeit und wählen ihre Kleidung freier aus. Dieser Wandel ist das Ergebnis jahrelangen Widerstands und vieler Opfer. Allerdings ist die Freiheit, die Frauen errungen haben, noch unvollständig, und es gibt keine Garantie dafür, dass sie geschützt wird.

Für mich geht es nicht einfach nur darum, ob eine Frau ein Kopftuch trägt. Es geht um ihr Recht, Entscheidungen über ihren eigenen Körper und ihr Leben zu treffen, ohne dafür bestraft, gedemütigt oder behindert zu werden. Es geht darum anzuerkennen, dass der Körper einer Frau ihr gehört, nicht dem Staat oder der Gesellschaft. Für Menschen, die noch nie unter solchen Einschränkungen gelebt haben, mag es schwer vorstellbar sein, dass die Wahl eines Outfits Fragen der Sicherheit, der Würde und der Selbstbestimmung mit sich bringen kann. Doch für viele iranische Frauen gehört dies zum Alltag. Deshalb kann etwas so scheinbar Alltägliches wie das Sich-Anziehen zu einem Akt des Widerstands werden.

Bist Du hoffnungsvoll? Glaubst Du, dass sich die Situation der iranischen Frauen verbessern kann, und was lässt Dich hoffen?

Ich bin im Allgemeinen ein hoffnungsvoller Mensch, auch wenn ich nicht immer erklären kann, warum. Gleichzeitig würde ich mich nicht unbedingt als Optimistin bezeichnen. Ich kann ziemlich verbittert

sein, was die Welt und die Bedingungen angeht, unter denen wir leben. Aber ich glaube, dass Veränderung möglich ist, und dieser Glaube hat mich mein ganzes Leben lang getragen. Mein Leben war nicht immer einfach. Ich bin auf viele Hindernisse gestoßen und musste immer wieder einen Weg vorwärts finden, wenn die Umstände kaum Spielraum zu lassen schienen. Was mich weitermachen ließ, ist der Glaube, dass sich Dinge ändern können, auch wenn ich nicht sehen kann, wie oder wann diese Veränderung stattfinden wird. Es gibt einen Grundsatz, der mir besonders wichtig ist: Die Menschenwürde hat Vorrang vor dem Überleben um jeden Preis. Das bedeutet nicht, dass ich das Leben missachte oder aufgehört habe, dafür zu kämpfen. Ganz im Gegenteil: Ich habe für das Leben, die Freiheit und den Wandel gekämpft. Aber ich möchte nicht weiterhin nur aus Angst vor dem Tod leben, ganz gleich, unter welchen Bedingungen ich leben muss. Für mich ist es die Möglichkeit, für ein Leben in Würde zu kämpfen, die diesem Kampf seinen Sinn gibt. Die Hoffnung gibt mir einen Grund, weiterzumachen; die Menschenwürde definiert, wofür ich weitermache. Was die Zukunft der iranischen Frauen angeht, kann ich nicht vorhersagen, was passieren wird. Der Krieg, die politischen Spannungen und die internationalen Beziehungen haben enorme Unsicherheit geschaffen. Vielleicht bewegen wir uns in Richtung größerer Freiheit, vielleicht stehen uns aber auch ein schwerer Rückschlag und noch strengere Einschränkungen bevor. Derzeit haben Frauen mehr Freiheit bei der Wahl ihrer Kleidung und ihres Auftretens in der Öffentlichkeit als früher. Diese Freiheiten sind jedoch noch unvollständig und nicht garantiert. Ich glaube, wir sollten diese Momente in vollen Zügen genießen und die Chancen, die wir gewonnen haben, wertschätzen, anstatt sie als selbstverständlich hinzunehmen. Wir wissen nicht, was der morgige Tag bringen wird. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass iranische Frauen und Männer weiterhin für die Freiheit kämpfen werden, so wie sie es seit fast einem halben Jahrhundert tun. Der Weg mag schwieriger werden; vielleicht müssen wir immer wieder von vorne anfangen. Doch dieser Kampf ist zu einem festen Bestandteil unseres gesellschaftlichen Lebens und unseres Verständnisses davon geworden, was es bedeutet, in Würde zu leben.

Für mich bedeutet Hoffnung nicht die Gewissheit, dass alles gut ausgehen wird. Es ist der Glaube daran, dass Veränderung weiterhin möglich ist, auch wenn der Ausgang ungewiss ist. Und wenn ich sehe, wie Menschen weiterhin für das Leben, die Freiheit und die Aussicht auf eine andere Zukunft kämpfen, finde ich Gründe, weiterhin an diese Möglichkeit zu glauben.

Maryam Kouhestani, Oktober 2026